

Ebenbilder

Eine Hand am Holzrahmen, gesprungener Lack rau unter den Fingerkuppen. Der leichte Vorhang bläht sich im Wind auf die Straße hinaus. Ein Hund bellt. Kinder schreien. Ein warmer Frühlingstag. Angenehm auf der Haut. Ich habe mich auch nach Jahren nicht an diese höfliche Wärme gewöhnt, nicht gewöhnen können, die mich hier immer umgibt. Im Herbst, im Frühjahr, sogar ab und zu im Winter. Im Sommer stülpt sich die Stadthitze über mich, wenn ich ihr nicht entkommen kann, in die Berge zum Beispiel, oder weit weg, und ans Meer. Ans Meer. Ich schließe die Augen.

Eine dicke Eisschicht, undurchdringlich weiß in weiß der übrigen Schneelandschaft, der Himmel weiß, und der Schnee, der aus dem Himmel auf das gefrorene Wasser fällt. Dunkel sind nur meine lockigen Haare, die unter der Pelzmütze hervorquellen, und in denen die Schneeflocken hängenbleiben als Eisköniginnenschmuck, und meine Lederfäustlinge auf der Lehne des finnischen Sitzschlittens, auf dem meine Großmutter sitzt, die Hände im Muff aus Kaninchenfell vergraben. Schwarze Kufen des Schlittens neben meinen Schlittschuhkufen.

Ich gleite, gleite mit ihr über das Meer, die Küste entlang, von der ich nur raten kann, wo sie beginnt, wo das Meer aufhört. Unter mir knackt das Eis in der Tiefe, und ich stoße mich ab und halte mich gleichzeitig an ihr fest, und wir fliegen dahin. Über unseren Köpfen schreien Möwen. Im Schnee sind sie fast unsichtbar bis auf das Gelb des Schnabels, das Dunkel der Flügelränder. Die Füße der alten Frau baumeln in feinen, geschnürten Pelzstiefelchen hilflos über dem Boden, der Sitz ist sehr hoch. Auf ihren Knien habe ich eine bestickte Filzdecke ausgebreitet. Sie sagt nicht. Ich höre das Geräusch, das Metall auf Eis macht, ich höre die Möwen, ich höre ihren Atem, ein feiner Ton, der aus ihrer Brust mit der dampfenden Luft entweicht, und das leise Klingeln der rotlackierten Glöckchen, die auf der Holzlehne befestigt sind. Immer wieder, wenn ich die Augen schließe, bin ich wieder dort, auf dem Eis, und wir gleiten durch den russischen Winter, mein Haar ist schwarz, und meine Lippen weich, und die Möwen begleiten uns.

*

Hier in Wien habe ich auch Möwen gesehen, im Winter bedecken sie die Wiesen vor dem Bellevedereschloß, obwohl sich dort weit und breit kein großes Gewässer befindet, sie gingen geschäftig zwischen den abgedeckten Blumenbeeten umher. Oft hatte es im Winter nicht oder nur kurz geschneit, die festen Schneedecken auf den asphaltierten Straßen meiner Geburtsstadt gehörten hier für immer meiner Vergangenheit an.

„Du wirst dich gewöhnen“, sagte mein Mann. „Hier ist es auch schön. Vertrau mir.“

Jedes Abwenden von seiner Heimat nahm er mir persönlich übel, als wäre es sein Versagen.

Manchmal brachte er mich zum Laxenburger Teich und drückte mir Schlittschuhe in die Hand, und wartete darauf, dass ich mich unbändig darüber freuen würde. Ich wollte aber hier in Wien keine Schlittschuhe haben. Als Lena groß genug war, am Rathausplatz ihre Runden unter ohrenbetäubender Musik zu drehen, da begleitete ich sie einige wenige Male. Es fühlte sich nach Betrug an, die eingeengte Fläche, der Bratwurstgeruch, die Beschallung, das alles war eine Farce verglichen mit der Zeitlosigkeit des gefrorenen Meeres. Ich kehre in diese Stille zurück, dann, wenn es laut um mich wird, dann, wenn die Unruhe überhand nimmt.

Ich habe sie gemalt, diese weiße Stille. Leinwände, Aquarelle, Bleistiftskizzen. Mal stehe ich hinter dem Schlitten der alten Frau, mal daneben, oder ganz weit weg, als kleiner dunkler Strick im Schwerelosen. Manchmal malte ich nur ihr Gesicht im Großformat: das koboldhafte Lächeln, die halbgeschlossenen Augen, das Haar, das ihr über den Schal fällt, als feiner Spinnweben. Hohe Backenknochen, kleine, platte Nase, die Haut reispapierfein und hell wie Porzellan, auf dem noch hellere Flecken der Schneeflocken tanzen.

„Mach doch endlich was anderes“, sagte Lena, sobald sie groß genug war, Kritik an mir zu üben. Auf Deutsch sagte sie das. Sie sprach kein Russisch. Das hatte mein Mann ausdrücklich gewünscht. Ich sollte meine Vergangenheit hinter mir lassen und das Kind in jene Zukunft mitnehmen, die er uns so großzügig zgedacht hatte.

„Mal doch endlich etwas anderes.“

„Wer soll das alles denn kaufen“, sagte sie viel später.

Und noch später sagte sie: „Du wirst zu langsam. Die Zeit steht nicht still, Mama.“ Ich habe ihr nichts darauf geantwortet. Die Keilrahmen, die zwischen uns standen, mit einem Ruck gehoben und ins Regal geschoben. Meine Hände haben gezittert, aber sie zittern oft, auch ohne Anlass, nur wenn ich den dünnen Pinsel, zuvor mit meinen dünnen Lippen gespitzt, über das Papier gleiten lasse wie meine Füße damals über das Eis, da zittern sie nie.

Lena nannte sich zu dem Zeitpunkt Marlina, und versuchte, die Dietrich zu kopieren. Mit weiten Hosen und hellen Wasserwellen im Haar. Diese hybride Version hatte weder mit Lena, noch mit Marlene zu tun, außer in ihren Fotos und Videos, in denen sie den richtigen Winkel wählte, den passenden Schatte, und dann noch stundenlange Bearbeitungen am Computer folgen ließ. Im Unterschied zu mir hatte sie Erfolg. Kunstsammler waren bereit, ihr lächerlich hohe Summen zu bezahlen.

„Die Zeit steht nicht still“, sagte sie, und versuchte, in die Vergangenheit zurückzukehren. An meiner statt in die Vergangenheit, die aber nicht meine Vergangenheit war, sondern die deutsche. Kaum etwas wäre mir fremder gewesen als Marlene Dietrich.

Die Zeit steht nicht still, das stimmt, aber man kann sie anhalten. Mit Papier und Farbe.

Ein anderes Bild: Ich drücke Lena an meine nackte Brust, die ungewohnt angeschwollen aus meinem Körper ragt, die Brustwarzen sind feuerrot. Ich fühle augenblicklich die Hitze wieder, die von mir Besitz ergriffen hatte, und die ihren Ursprung in meinen Brustwarzen nahm, die sie nicht und nicht in ihren kleinen verkniffenen Mund nehmen wollte.

Oder dieses: *Mein Mann sitzt nackt am Bettrand. Er sieht zum offenen Fenster hinaus. Eine Zigarette zwischen den Fingern. Draußen ist es neblig, man kann die Straßenlaterne gegenüber kaum erkennen. Die hereinströmende Winterluft verbläst den Rauch zu Schlieren. Im Schloss der Kinderzimmertür steckt der Schlüssel. Schmäler Lichtstreifen fällt herein. Er sitzt in diesem Lichtstreifen wie im Scheinwerferlicht einer ärmlich eingerichteten Bühne. Ihn wollte ich niemals kränken. Aber lügen wollte ich auch nicht. Ich habe versucht, es zu vermeiden. Ich habe es lange versucht.*

Abgestreifte Leintücher. Ich und Mark, Haut an Haut. Andere Art von Hitze. Wir halten uns fest, seine Hände an meinem Rücken, meine Hände auf seinem. Unsere dünnen Beine ineinander verflochten. Wir liegen bewegungslos. Wir schweigen.

Wir liegen und schweigen in Amsterdam. In Moskau. In Tel Aviv. In Rom. Überall, wo er Kongresse besucht, überall, wohin in kurzfristig flüchten kann. In Wien, in St. Petersburg, in New York. Bad Ischl, in Darmstadt. In Boston.

In Wien.

In Wien.

Lang vorbei.

*

Ich ziehe den Vorhang mit einem Ruck zu, wende mich ab vom Fenster, wende mich ab und gehe wieder zur Staffelei. Die frisch angerührte Farbe überlagert alle Gerüche, die von der Straße herein kommen, wie Mark alle anderen Männerbilder überlagert. Es waren nicht viele. Viele waren es nicht. Und ihre Gesichter blieben so fern, dass sie ineinander übergingen, verschwammen. Aquarellportraits, die man unter Wasser gehalten hatte. Die Zeit fließt, aber man kann sie nicht anhalten, die Farbe trocknet, die Erinnerung trocknet auch. Wird spröde und bleicht aus, löst sich in kleine Partikeln von meinem Bewusstsein. Während er deutlich und nach scheint, als wäre unser letztes Treffen vorige Woche gewesen. Vielleicht sogar heute Vormittag. Seine Hände hielt ich für zart, bis er mir das Gegenteil bewies. Sie konnten sich auf meine Schulter legen, so angenehm, wie der Luftzug jetzt eben am Fenster, und nur halb so fremd wie dieser. Schwer vorstellbar, dass die gleichen Finger über Leben und Tod anderer entscheiden würden, entscheiden konnten.

Jahrelang entschieden.

Er war es gewohnt, dieses Fremdenscheiden über anderer Menschen Leben, so

Gewohnt, dass er mich genau so behandelt hatte, und ich, gewohnt, meinem Gefühl zu folgen, ließ es geschehen.

*

Lena wollte immer mehr von mir wissen, je älter sie wurde, und mein Bedürfnis, bestimmte Bereiche meines Lebens vor ihr in Sicherheit zu bringen, wurde größer. Ich hatte Angst, sie würde meine Geheimnisse aus mir heraus saugen statt der hellen Muttermilch, die wesentlich süßer und bekömmlicher gewesen wäre, aus mir heraus saugen und mich als erschlaffende Hülle ohne jedem Rätsel zurücklassen.

*Abgestreifte Schlangenhaut, die vom Wind über die Straßen Roms geweht wird.
Zartes kleingemustertes Schuppengrau, durchscheinender Schatten.
Marmorquader.*

Damals zückte ich meinen Notizblock wie andere ihre teuren Kameras zückten. Ich verließ mich nie auf Technik, ich verachtete sie. Die Technik war meine Gegenspielerin um Marks Gunst. Wir standen in der gleißenden Mittagssonne auf aufgeheizten Marmorplatten, die noch durch die Schuhsohlen zu spüren waren.

Mein deutschsprachiger Mann war mit meiner deutschsprachigen Tochter in Wien geblieben. Sie glaubten, ich sei auf Kur in die Berge gefahren.

Ich aber stand neben Mark in der klirrenden Hitze und zeichnete. Der Schatten meiner Hände fiel über das Papier und die Schatten, die ich auf die skizzierte Straße auftrug. Mark fluchte. Auf Russisch. Er würde einen Sonnenstich bekommen, einen Sonnenbrand, das UV-Licht sei schädlich, was mir einfiel, wie lächerlich. Wie lächerlich. Ich sollte liebe ihn ein hochwertiges Foto für mich machen lassen, als Erinnerung, hier, genau hier, ich sollte mich doch unter diese schöne Palme setzen.

Das Schöne ist wichtig. In diesem Augenblick aber faszinierte mich das Vergangene noch mehr als das Schöne. Das Vergangene, das sich trotzdem noch in faszinierender Bewegung befand, schwerelos, spielerisch. Er berührte meinen nackten Rücken, Ich schloss die Augen. Ließ das Papier sinken. Die Gewissheit, dass auch dieses Treffen nur kurz währen würde. Keine Alternative zu meinem Wiener Leben. Als ich die Augen wieder öffnete, war die Schlangenhaut verschwunden und Mark immer noch da.

*

Menschenhaut verwelkt, statt sich zu erneuern. Ich habe gelernt, es zu akzeptieren. Mein Mann, der mich verließ, noch bevor Mark mich verließ, ist schon lange tot. Ich lebe in Wien. Ich war seit Jahren weder in Russland, noch in Amerika. Nicht einmal in Italien. Ich gehe nicht gerne auf Reisen, wenn niemand mit mir aufbricht. Wenn keiner auf mich wartet.

Und ich kann es mir kaum noch leisten.

Wenn ich das vergangene nur so leicht hätte ablegen können, wie die Schlange

es getan hatte. Denke ich heute. Was dann gewesen wäre. Jahre später denke ich das, wenn ich die Wohnung durchstreife, ohne etwas darin finden zu wollen, das mich erinnert an alle, die einmal hier lebten. Sehe ab und zu dennoch meine Werke an. Sehe in die trügerischen Spiegel der alten Selbstportraits. Skizzen von Lenas Gesicht. Von ihrem Vater. Öffne Türen und Fenster und schließe sie wieder. Ich werde hier niemals mehr ausziehen. Manchmal weiß ich nicht, ob das gut oder schlecht ist.

*

Ich gehe oft im Herbst am Donaukanal spazieren. Ich spüre den Widerstand, den mir die Windböen entgegen setzen, gerne. Meine Haare fliegen und manchmal die Mütze. Die Mütze ist nun schwarz und die Haare weiß, alles ist verdreht und hat sich in sein Gegenteil verkehrt, aber es fühlt sich auf absurde Art und Weise bekannt an. Der nebelfarbige Himmel ist immer gleich, und der Wind auf der Haut, die Flüssigkeit, die einem aus den Augenwinkeln die Schläfen entlang getrieben wird. Ich gehe Stunden. Ich werde nicht müde. Die Bäume biegen sich, schwarze Vögel fliegen auf. Niemand begleitet mich. Keine Glöckchen. Kein Schlitten. Wind und ich. Stille. Eigenartige Muster jagen über die stahlgraue Wasseroberfläche, einander entgegen und wieder auseinander, jagen dahin und verlaufen wieder, und kurz ist die Oberfläche wieder völlig glatt. Spiegelbilder. Ich wäre auch gern ein Fluss, denke ich.